Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 50 (1970-1971)
Heft: 1

Nachruf: Fritz Rieter - Erinnerung und Dank
Autor: Wille, Jürg

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fritz Rieter – Erinnerung und Dank

Am 20. Februar schrieb mir mein Onkel Rieter, er hätte sich entschlossen, sich zu einer Generaluntersuchung zu hospitalisieren. Am späten Abend des 25. starb er nach einem schmerzensvollen Tag und abendlicher Operation, die sein Herz nicht mehr hatte überstehen können.

In der Zürcher Fraumünsterkirche, die seine Taufkirche gewesen war, nahmen am 2. März Familie, Freunde, Mitarbeiter und militärische Schüler, die in grosser Zahl zusammengekommen waren, von ihm Abschied. Er hatte gewünscht, dass in der Kirche seiner Person nur in wenigen Worten und ohne Lebenslauf gedacht werde. Es war seine grosse Zurückhaltung und die puritanisch protestantische Tradition, die alles vermieden wissen wollten, was Ruhmesrede und sentimentales Gedenken hätte sein können.

In «seinen» Monatsheften, deren Mitarbeiter und Leser seit fünfzig Jahren einen Kreis um ihn bildeten, dessen Mittelpunkt er zwar nie sein wollte, es aber im geheimen war, darf nun aber doch sein Leben umrissen, seine hervorragende Eigenart festgehalten werden.

Fritz Rieter wurde am 21. Oktober 1887 in Zürich-Enge geboren. Seine Familie, deren Tradition und ihm vertrauter Geschichte er sich verpflichtet fühlte, stammte aus Winterthur, wo sie zur Zeit der Reformation erstmals erscheint. Eine Verbindung zu den Rieter des mittelalterlichen Nürnberg lässt sich nicht nachweisen, ein Zusammenhang zu den von Riet der Winterthurer Gegend aber vermuten. Fritz Rieters direkte Vorfahren waren städtische Kaufleute des Textilgewerbes und Handels, seit dem Ende des 18. Jahrhunderts mit Sitz im «Rothaus» an der Marktgasse, nahe der Stadtkirche. Ururgrossvater Johann Jakob war Mitbegründer der heutigen Maschinenfabrik Rieter, wandte sich dann aber ausschliesslich dem Baumwollstoffhandel, vornehmlich den sogenannten «Indiennes» zu; er war verheiratet mit der Nichte des Malers Anton Graff, für dessen Bilder Fritz Rieter zeitlebens besonderes Interesse bewahrte. Grossvater Rieter-Rothpletz, ein über die Landesgrenzen hinaus erfolgreicher Baumwollindustrieller, verlegte seinen Wohnsitz nach Zürich, damit einem Wunsch seiner schöngeistigen, musikalischen Frau nach kulturellem Umgang entsprechend und solchem durch den Erwerb der Villa Wesendonck in der Enge Raum gebend. Fritz Rieters gleichnamiger Vater heiratete in die Zürcher Seidenfamilie Bodmer und vertiefte so den Kindern die Bindung zur neuen Heimatstadt. Sein früher Tod, nur neun Jahre nach der Geburt seines einzigen Sohnes, überliess diesen der Obhut einer verantwortungsbewussten Mutter, ihres als Vormund bestellten Bruders und zweier älterer Schwestern.

Fritz Rieter war in seiner Jugend von zarter Gesundheit. Häufig von Asthma gequält, ausserdem einziger Stammhalter dieser Rieter-Linie, wuchs er be-

sonders behütet in dem grossen «Rietberg»-Haus auf, dem zeitlebens seine Anhänglichkeit gehörte. Seine Gespielen waren die Vettern aus dem «Freudenberg» und die Söhne befreundeter Zürcher Familien; nur wenige dieser Jugendfreunde, die ihm bis ins Alter nahestanden, haben ihn überlebt. Die stark religiöse Mutter weckte in ihm frühzeitig die christliche Verpflichtung des Dienstes an den Mitmenschen; ihr Interesse für innere und äussere Mission brachte viele Menschen ins Haus und schuf Verbindungen zu den Zeller in Männedorf und Beuggen, zu den Bodelschwingh in Bethel und zur Diakonie. In diesen Jugendeindrücken wurzelte Fritz Rieters fürsorgliches Interesse, dem er später zusammen mit seiner Frau Zeit und Einsatz schenkte. Andererseits weckten über die Grossmutter in der «Arch» führende Verbindungen reges Interesse an der alten Lokaltradition der städtischen Häuser, Familien und Gesellschaften, deren Geschichte Fritz Rieter bis in die Gegenwart beschäftigte.

Die Schulung des jungen Fritz Rieter erfolgte zuerst in Privatunterricht zu Hause, später, während längerer Bergaufenthalte zur Heilung seines Asthmas in Graubünden. Die Gymnasialzeit absolvierte er mit einem der ersten Jahrgänge des Freien Gymnasiums in Zürich, wo er 1905 mit der Matura abschloss. Reiten, Tennis, Schwimmen und Skifahren kräftigten die Konstitution und schufen den für Fritz Rieter im ganzen späteren Leben so bezeichnenden hohen Massstab der Forderungen an sich selbst, der ihn berechtigte, auch von seinen militärischen Schülern vollen Einsatz zu verlangen.

Während seiner Gymnasialzeit hatte sich seine Schwester mit dem um zehn Jahre älteren Ulrich Wille verheiratet, der nun wie ein Bruder und Mentor viele Jahre Rieters Wege fördernd beeinflusste, wenn schon in mancher Hinsicht einengend in der Suche und Wahl des eigenen Lebens.

Von Hause aus war Rieter der Geschichte und Kunstgeschichte zugewandt und hätte wohl auch dieses Studium gewählt, wenn nicht mein Vater ihm geraten hätte, durch ein Rechtsstudium grössere Möglichkeiten der Berufswahl offen zu lassen. Die Studienjahre führten ihn auf die Universitäten von Zürich, Kiel und Leipzig, wo er 1911 doktorierte. 1922 führte ihn eine lange Reise nach Indien und Japan; dort tat er mehrere Monate unter dem damaligen Minister von Salis diplomatischen Dienst.

Während des Studiums hatte Fritz Rieter die militärische Grundausbildung bei der Infanterie erfolgreich bestanden und war 1910 zum Leutnant im Füsilier-Bataillon 62 ernannt worden. Als 1914 der Krieg ausbrach, entschied er sich, angeregt durch seinen Schwager, begeistert durch den von ihm sehr verehrten Kommandanten der Zürcher Division, Steinbuch, dem Instruktionskorps der Infanterie beizutreten. Seine Vorgesetzten und Kameraden hatten erkannt, welch hohe und ideale Voraussetzungen er für diesen Beruf mitbrachte, wenn auch über sie hinaus weitere Begabungen vorerst noch nicht zur Entfaltung kommen konnten.

Schon 1915 stellte er seine militärische Eignung unter Beweis: in einer

Gebirgsmitrailleurkompanie waren einer Meuterei ähnliche Disziplinwidrigkeiten vorgefallen; das Kommando der Kompanie wurde dem jungen Oberleutnant Rieter anvertraut, und in kurzer Zeit gelang es ihm, Disziplin und Ordnung mit aus Gerechtigkeit und Bestimmtheit erwachsender Autorität wiederherzustellen. 1917 erfolgte seine Kommandierung auf den Kriegsschauplatz in das Hauptquartier des Generals von Ludendorff. Die Härte des Grabenkriegs, das disziplinierte Durchhalten in einer Lage, wo weder Erfolge noch wirkliche Aussichten auf solche die Moral der Truppe zu heben vermochten, beeindruckten Rieter und gaben ihm grundlegende Erfahrungen für seine spätere Tätigkeit als Soldatenerzieher. Dort auch erlebte Rieter hinter der Front die kriegsnahe Ausbildung von Sturmtruppen, aus dieser Anschauung die Lehren ziehend für ähnliche Arbeit in der Schweiz im Jahre 1918.

Die seit der russischen Oktoberrevolution sich auch in der Schweiz abzeichnende Gefahr innenpolitischer Unruhen und die beginnende Dienstmüdigkeit veranlassten das Divisionskommando 5, eine Elitetruppe zu beweglichem Einsatz heranzubilden. Eine Füsilierkompanie aus zweihundert Unteroffiziersanwärtern bildete mit einer Mitrailleurkompanie und einer Batterie zu zwei Feld- und zwei Gebirgsgeschützen die «Sturmabteilung Mariastein». Hauptmann Rieter war dieser ein hervorragender Kommandant, und er schuf mit Präzisionsausbildung und harter Disziplin ein Instrument höchster Einsatzbereitschaft mit kameradschaftlicher Bindung bis zum heutigen Tag. Alljährlich trafen sich die Leute der Sturmabteilung um ihren Kommandanten, und an die dreissig Veteranen erwiesen ihm die letzte Ehre. Sein Herz und seine Fürsorge hat seine «Mariasteiner» durch zweiundfünfzig Jahre hindurch begleitet.

Fritz Rieter verstand es, durch seine Anteilnahme, sein hervorragendes Gedächtnis und durch seine eigene Begeisterung nachhaltige menschliche Bindungen zu seinen Untergebenen zu schaffen. Seine erste Kompanie war die Fahr-Mitrailleurkompanie II/5. Er war es, der Hans Indergand aufforderte, das den Ostschweizer Soldaten bis in den Zweiten Weltkrieg so vertraute Lied der «Chärreli-Mitrailleur» zu verfassen und zu vertonen – auch das ein Zeichen seiner Begeisterung weckenden Einfühlung gegenüber den ihm anvertrauten Soldaten.

Die Dienstzeit in Mariastein an der Grenze des Basellands hatte Rieter in Einquartierung in die Häuser befreundeter Basler Familien gebracht. Noch von seinem Vater her bestand ein Band zur Familie Wieland-Zahn, deren junge Tochter 1921 seine Frau werden sollte. Die im damaligen Basel lebendige Traditionsverbundenheit der alten Familien liess ihn sich schnell zu Hause fühlen, und es beglückte ihn, dort oft Sitten und Gebräuche noch vorzufinden, die im gross und lärmig werdenden Zürich zu verschwinden begannen.

Die innenpolitische Aufgabe der Sturmabteilung und der Generalstreik von 1918 weckten in Fritz Rieter das politische Interesse. Er erkannte, dass er als Offizier und Bürger eine Aufgabe hatte, den staatsfeindlichen Elementen

entgegenzutreten, aber wie in allem, was ihn kennzeichnete, nicht in der Weise zerstörender Kampfansage, sondern vielmehr – wie es im Gedenkwort in der Märznummer der «Schweizer Monatshefte» heisst – im Sinn einer ständigen Aufklärung. Der Arbeit gegen Linksextreme folgte anlässlich der Völkerbundsabstimmung die Aufklärung gegen eine, wie ihm schien, neutralitätswidrige aussenpolitische Bindung. Aus jener Zeit stammt sein Interesse und seine immer zunehmende Mitarbeit an den «Schweizerischen Monatsheften». Generalstabschef von Sprecher war ihm leuchtendes Vorbild konservativ fortschrittlicher Gesinnung eines Mannes, der in Namen und Tradition nicht Dekorum oder Vorteil suchte, sondern Aufgabe und Pflicht.

1921 wurde Rieter Generalstabsoffizier, dann 1924 Major und Kommandant des Füsilierbataillons 62 und, nach weiterem Generalstabsdienst, 1930 als Oberstleutnant Kommandant Infanterieregiment 26, 1936 Oberst im Generalstab. Neben den Truppendiensten leistete Fritz Rieter Dienst in den Rekruten- und Offiziersschulen der 5. Division. Sein Wirken zeichnete sich aus durch hohe Pflichtauffassung und unablässige Erzieherarbeit. Friedrichs des Grossen «Soignez les détails» war wegleitend für ihn. Es gab Untergebene, die seine Genauigkeit als lästig empfanden; rückblickend erkannten sie den Sinn seiner Erziehung, die immer zum Ausdruck brachte, dass es «nicht wesentlich ist, was man tut, sondern wie man es tut». Rieters hohe Auffassung vom Drill wurde nur von wenigen verstanden. Er schrieb einmal «Gegen den falschen Drill» und legte dar, dass Formen der militärischen Arbeit nur einen Sinn haben, wenn sie nicht stumpfsinnig «geübt» werden; sie sollten zur Prüfung einer Präzisionsleistung dienen, die für jede andere Aufgabe Konzentrationsfähigkeit und Einsatzbereitschaft in abstrakter Weise schulen sollte. Auch Rieters «Merkfähigkeitsübungen» wollten manchem nicht einleuchten, aber in der Erfahrung liess sich der Sinn solcher Schulung erkennen. Jeder Eitelkeit abhold, von äusserster Korrektheit, von hochstehender Bescheidenheit, gelang es ihm, Vorbild zu sein, ohne als Vorwurf zu wirken. Liebenswert war der Charakterzug, der es ihm verbot, andere durch äussere Zeichen seines Wohlstandes zu beeindrucken; wenn er sich in seinem Privatauto zur Kaserne fahren liess, stieg er in nötiger Entfernung des Ziels unbeachtet aus. Während der Fahrt hatte er die Vorhänge vorgezogen. Immer suchte er im Untergebenen, wie in allen Mitmenschen, die Persönlichkeit zu achten, die er nicht verletzten wollte. Das änderte nichts an seiner Strenge, die sich bisweilen in schneidender Schärfe äussern konnte.

Seine Forderungen waren hoch, immer aber so, dass sie erfüllt werden konnten. Sein Ehrbegriff war kristallklar. Ein Offiziersanwärter, der sich von einem Vorgesetzten als Feigling hatte bezeichnen lassen und nicht nachher Genugtuung verlangt hatte, wurde schwer bestraft. Bei einer anderen Gelegenheit entliess Fritz Rieter einen Aspiranten wegen einer Unregelmässigkeit; der Betreffende hatte nichts zu seiner Entlastung ausgesagt, um andere zu schonen.

Nach über einem Monat klärte sich der Fehlentscheid auf. Rieter rief den Mann zurück, entschuldigte sich vor der gesamten Offiziersschule und erreichte, dass dem Rehabilitierten die Fehlzeit ohne Nachholung angerechnet wurde. Es versteht sich, dass solche Offiziers-Ethik ihre schönsten Früchte trug, als Rieter von 1937 bis 1945 die Zürcher Offiziersschulen kommandierte. Seinen hochaufgerichteten, stolzen jungen Offizieren – «strecken Sie sich» – verstand er, Sicherheit und Haltung zu geben, die jeden durch sein ganzes späteres Leben begleitete. Und wenn er nach Jahren einem seiner früheren Untergebenen begegnete, wusste er noch, dass zum Beispiel dessen Mutter seinerzeit eine schwere Krankheit durchgemacht hatte und erkundigte sich nach ihrem Befinden. Es war nicht einfach ein Super-Gedächtnis, es waren Interesse und echte Anteilnahme, die ihn befähigten, jedem als einzelnem zu begegnen. Rieter war kein Führer im landläufigen Sinn; er hatte nichts von einem Haudegen. Ehre, Pflicht, Gerechtigkeit, Sauberkeit, Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit sind Eigenschaften derer, die der Engländer «Gentlemen» nennt. In der immer mehr technisierten Armee wurde der Wert seiner Erziehungsarbeit nicht mehr überall verstanden. Als er dann 1945 in der Beförderung übergangen wurde, nahm er seinen Abschied. Ohne Bitterkeit beschloss er die Jahre aktiver militärischer Arbeit.

Schon seit dem Jahre 1918 war Fritz Rieter, wie bereits erwähnt, der politischen Aufklärung und Publizistik zugetan. Während der Militärzeit widmete er seine freie Zeit den «gelben» Monatsheften und verschiedenen privaten Institutionen von öffentlichem Interesse, insbesondere der Freien Evangelischen Schule, der Kranken- und Diakonissenanstalt Neumünster, der Schweizerischen Anstalt für Epileptische, später auch dem Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft. Im übrigen stand er in regem Briefverkehr mit zahlreichen Freunden und Verwandten. Unter letzteren stand ihm besonders nahe der im Dritten Reich in Ungnade gefallene deutsche Botschafter Ulrich von Hassell, der nach dem 20. Juli 1944 den Henkern zum Opfer fiel. Durch ihn gewarnt und ständig unterrichtet, schien es Rieter 1940 politisch unklug, eine Gefahr in Wort und Presse zu provozieren, die den Weiterbestand unseres Staates in Frage stellen konnte. Rieter war mit gleichdenkenden Männern einer der Initianten der «Zweihundert». Wer seine lautere Gesinnung gekannt hat, weiss, dass, was er unterschrieb, nicht unlauter sein konnte. Unsere heutige Zeit hat die Distanz noch nicht gefunden, um jener Geschichte und ihren Männern aus der Sicht ihrer eigenen Zeit heraus gerecht zu werden. Noch am Vorabend seines Todes sprachen wir im Zusammenhang mit dem Bonjour-Bericht und den dort veröffentlichten Generalsbriefen von den «Zweihundert»; Rieter vertraute ohne jede Bitterkeit in das Urteil einer späteren Zeit.

Nach dem Rücktritt vom Kommando der Offiziersschulen schien für den Aussenstehenden ein völlig neuer Abschnitt im Leben Fritz Rieters zu beginnen, und auch in einzelnen Nekrologen klingt der Gedanke an einen «Umbruch»

an, als ob Rieter erst jetzt er selber geworden sei. Aber es dürfte zutreffender sein zu sagen, dass die Arbeit der späteren Jahre die Krönung von Rieters Leben brachte. Jetzt gehörte seine ganze Zeit und Kraft der Familie, verschiedenen Institutionen und insbesondere seinen Monatsheften. Es war kein Wechsel. Äusserlich wohl, war der Offiziersrock in den Schrank gehängt und das Tätigkeitsfeld ein neues. Innerlich aber lebte er der Lehre, die er seinen Schülern gegeben hatte, «es ist nicht wichtig, was man tut...». Seine immer stärker wachsende Verantwortung in der Leitung der Monatshefte beschränkte sich auf ein Lenken, ohne selber zu belehren; er suchte die, deren Wort ihm geeignet und deren Information ihm wichtig schien – selber meldete er sich selten zum Wort. Das war nicht mangelnder Wille zur eigenen Meinung, sondern es war jenes alte: Vorbild sein, ohne dem anderen zum Vorwurf zu werden – das heisst, die Scheu vor einem vielleicht doktrinären Dozieren und Belehren. Information sollte es sein. Nur dort, wo es um Dinge ging, die er selber verteidigen musste – die Ethik der Armee, die Grundsätze dessen, was er gelernt und gelehrt hatte –, dort schrieb er selber; auch da allerdings oft die Anonymität mit dem Pseudonym «Miles» wahrend. Einzelne kulturgeschichtliche Aufsätze, einzelne Nachrufe und einige Darstellungen über die Opposition gegen Hitler erschienen unter seinem vollen Namen.

Aber auch im übrigen blieb sein zweites Leben dem ersten treu – in der Genauigkeit der Administration, in der Verantwortungsfreude und in der Sorgfalt, mit der er das anvertraute Instrument nützte. Unter seiner Leitung entwickelten sich die «Schweizer Monatshefte» immer mehr zu einer wertvollen überparteilichen Informationsquelle; in jeder Nummer konnte der Leser mindestens ein oder zwei Themata seines Interessenkreises finden. Hier kommt Rieters Leistung zum Ausdruck: dass er sich bis ins Alter bemühte, jeden Beitrag zu suchen, zu lesen und zu werten. Es könnte scheinen, dass die Monatshefte unter ihm «allen gerecht sein wollten»; sie waren es in dem Sinne, dass jeder Leser sich in seiner Art angesprochen fühlen sollte. Rieters Meinung war es, die darüber entschied, was den Monatsheften als Beitrag zuträglich war. Er war der Garant der Haltung der Zeitschrift, die einer seiner Mitarbeiter als «konservativ mit liberaler Weltoffenheit» bezeichnete. Keine Militanz, auch keine weitgesteckte Toleranz zeichnen diese Jahre aus. Die Beiträge aus Wirtschaft, Politik, Geschichte oder Literatur standen alle unter einem Zeichen: Qualität. Erfahrene erstklassige Autoren des In- und Auslandes wurden aufgefordert, sich zu äussern; junge Unerfahrene oder Unbekannte erhielten den Raum, gehört zu werden. Mit allen Autoren suchte Rieter persönlichen Kontakt und behielt ihn über die Jahre bei – es war das gleiche Interesse, das er seinen militärischen Untergebenen entgegengebracht hatte. Und in all diesem aktiven Walten und Lenken blieb er im Hintergrund, wie es seinem Wesen entsprach. Seine Nachfolger sind sich der Verpflichtung bewusst, die Monatshefte in Fritz Rieters Sinn weiterzuführen.

Nach dem Tod von Fritz Rieters Mutter war das Elternhaus «Rietberg» der Zeit entwachsen, und es war als ein Überbleibsel der grossbürgerlichen Welt nicht nach dem Sinn des Sohnes. Den schönen Garten und das neoklassizistische Haus mit seiner historischen Vergangenheit den Mitmenschen aber zu erhalten, war ihm ein ehrliches Anliegen. Er verstand es, die übrigen Erben zur Bewahrung von Haus und Garten in öffentlicher Hand zu bestimmen. Die Neubaupläne der letzten Monate interessierten ihn, aber er war erleichtert, als es schien, dass sie nicht in der geplanten Form zur Ausführung kämen.

Auf dem Hirzel hatte sich Rieter vor vierzig Jahren angesiedelt, und sein dortiger Hof war der gleichen sorgfältigen Lenkung unterworfen, wie alles, was ihm das Leben anvertraut hatte. Langjährige Angestellte trauern mit den Töchtern und deren Familien. Allen hatte seine Fürsorge in gleicher Weise gehört. Noch am letzten Abend sprach er über das Studium des Enkels, um das er sich kümmern wollte.

Fritz Rieter, bei dem Vielen, was Du Deinen Mitmenschen sichtbar oder unsichtbar geschenkt und gedient hast, war es immer schwierig, Dir zu danken, weil Du abwehrend die Hand erhobst. Diese Erinnerungsworte sind als Dank gedacht, den Du nicht mehr abwehren kannst.

Jürg Wille

Zürich, zwei Wochen nach dem 25. Februar 1970